

# **JOURNAL FÜR ENTWICKLUNGSPOLITIK**

herausgegeben vom Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik  
an den österreichischen Universitäten

vol. XXIV 3–2008

## **WACHSTUM – UMWELT – ENTWICKLUNG**

Schwerpunktredaktion: Andreas Exenberger

mandelbaum *edition südwind*

## Inhaltsverzeichnis

- 4        ANDREAS EXENBERGER  
Wachstum – Umwelt – Entwicklung
- 15       GREGOR KAISER  
Gesellschaftliche Naturverhältnisse im 21. Jahrhundert:  
ökologische und soziale Gerechtigkeit, Wirtschaftswachstum  
und eine Kritik geistigen Eigentums
- 36       HELMUT HABERL  
Ein weiter Weg zur Nachhaltigkeit: Analysen sozialökologischer  
Übergänge zeigen das Ausmaß nötiger Veränderungen auf
- 56       GILBERT AHAMER  
Im Spiegelkabinett unterschiedlicher Entwicklungsvorstellungen
- 77       SABINE BEDDIES, CATHERINE D. GAMPER  
Equity and Political Economic Challenges in Development  
Intervention
- 94       UTE AMMERING, MARTINA NEUBURGER, TOBIAS SCHMITT  
Umwelt zwischen Wachstum und Entwicklung: Politische  
Ökologie von Umweltkonflikten in den Ländern des Südens
- 115      Rezension
- 119      SchwerpunktredakteurInnen und AutorInnen
- 123      Impressum

**ANDREAS EXENBERGER**

**Wachstum – Umwelt – Entwicklung**

Die Diskurse im Spannungsfeld von Wachstum, Umwelt und Entwicklung sind vielstimmig, allerdings nur unzureichend verknüpft, was für Wissenschaft ebenso wie für Politik oder für zivilgesellschaftliche Initiativen gilt. Sie in Dialog zu bringen ist kein leichtes Unterfangen, ist doch dieses Spannungsfeld vom behaupteten Vorrang des jeweils fokussierten Konzeptes geprägt: jenem von Wachstum gegenüber Umwelt ebenso wie jenem von Wachstum gegenüber Entwicklung. Das bringt Umwelt- und Entwicklungsbewegungen und -bewegte ins Hintertreffen und macht sie zudem zu KonkurrentInnen, nicht zuletzt um mediale Aufmerksamkeit. Diese Konstellation ist aber letztlich für alle Beteiligten nachteilig, selbst für die AnhängerInnen der Wachstumsideologie. Das vorliegende Heft soll daher dazu beitragen, sowohl die mit dem herrschenden Entwicklungspfad verbundenen Probleme wie auch mögliche Alternativen aufzuzeigen.

Diese Themenwahl hat auch einen aktuellem Anlass: Vom 14. bis 16. November 2008 findet die Vierte Österreichische Entwicklungstagung zum Thema „Wachstum – Umwelt – Entwicklung“ in Innsbruck statt. Sie gibt damit das Schwerpunktthema dieses Hefts des Journals für Entwicklungspolitik vor, das auch als Begleitheft zur Tagung und zu den damit verbundenen Reflexionsprozessen zu verstehen ist. Dieses JEP nimmt sich damit erstmals nach mehr als 15 Jahren wieder prominent der Diskussion des Umweltthemas an, wobei es vor allem an das JEP 4/2003 zum Thema „Wasser“, das JEP 3/2005 zum Thema „Nahrung“ und das JEP 2/2007 zum Thema „Entwicklungsforschung“, das selbst Teil des Prozesses der Entwicklungstagungen war, anschließt (zu erwähnen ist in diesem Kontext auch das JEP 2/1999 zum Thema „Indigene Völker und Ökologie“).

## 1. Facetten eines Spannungsfeldes

Wenn über Wachstum, Umwelt und Entwicklung nachgedacht wird, werden meist zwei Schlüsse gezogen. Der erste ist, dass Entwicklung, zumindest sofern sie wachstumsorientiert ist, auf Kosten der Umwelt geht. Der zweite ist, dass mit zunehmender Entwicklung, selbst wenn sie wachstumsorientiert ist, auch das Umweltbewusstsein zunimmt. Wachstum und Entwicklung mögen also in einer bestimmten historischen Phase (Industrialisierung) Umweltprobleme erzeugen, aber gerade die durch Wachstum erwirtschafteten Ressourcen erlauben es dann in einer historisch späteren Phase (post-industrielle Gesellschaft), diesen nun deutlicher als solche wahrgenommenen Problemen zu begegnen. In der Wissenschaft wird dieser Ablauf in Anlehnung an den Ökonomen Simon Kuznets als „Umwelt-Kuznets-Kurve“ (*environmental Kuznets curve*) bezeichnet (Stern et al. 1996; Lieb 2005), wie sie etwa Helmut Haberl in diesem Band diskutiert. Inhaltlich ist dieser Zusammenhang bereits im einschlägigen Weltbank-Jahresbericht *Entwicklung und die Umwelt* (IBRD 1992) enthalten, in der Fachwelt wird er freilich auch kritisch rezipiert. Wie aktuelle Debatten in Österreich ebenso zeigen wie das Beispiel des Rio São Francisco in Brasilien aus dem Beitrag von Ute Ammering, Martina Neuburger und Tobias Schmitt in diesem Band, scheint er trotzdem unter PolitikerInnen und teils auch WissenschaftlerInnen insofern verinnerlicht, als sie Wachstumsproblemen gegenüber Umweltproblemen Priorität einräumen. Das tun sie nicht zuletzt in der Absicht, *heutiges* Wachstum im Dienste von *zukünftigem* Umweltschutz zu fördern, was auf den in diesem Zusammenhang steckenden Generationenkonflikt verweist. Selbst wenn man diesem Gedanken folgt, ergibt sich ein fundamentales Problem: Überschreitet der Belastungsanstieg im Zuge von Entwicklung das Maß des ökologisch Vertretbaren, nützt ein anschließender Rückgang nichts mehr. Da die Menschheit, wie Analysen ihres ökologischen „Fußabdrucks“ (Wackernagel/Rees 1997) oder „Rucksacks“ (Schmidt-Bleek 2004) zeigen, freilich bereits seit spätestens den 1980er Jahren mehr Ressourcen verbraucht als das Ökosystem des Planeten zur Verfügung stellt, gewinnt dieser Einwand immer größere Virulenz.

In der aktuellen Debatte um das Verhältnis zwischen Umwelt, Entwicklung und Wachstum gilt es daher nun, diese Argumentation nicht nur in Frage zu stellen, sondern sie auch qualitativ neu zu bewerten. Das ist selbst

dann erforderlich, wenn man nicht das herrschende Verhältnis Mensch-Natur an sich thematisieren will, das dem global wirkungsmächtigen christlich-abendländischem Erbe folgend ja eines des „Beherrschens“ ist (d.h. der Mensch, richtiger der Mann, sei dazu bestimmt, sich die Natur „Untertan“ zu machen). Selbst wenn das Ziel eine Fortsetzung des eingeschlagenen (quantitativen) Wachstumspfades ist, kann man die bisherige Logik nicht mehr fortschreiben, schon gar nicht, wenn man zudem (qualitativ) Entwicklung anstrebt und umso weniger, wenn diese eine „saubere“ sein soll. Denn historisch und ökonomisch betrachtet ist die Umwelt ein zentraler Restriktionsfaktor für Entwicklung und natürlich auch Wachstum, wie etwa Jared Diamond (2005) in seinem jüngsten Buch *Kollaps* diskutiert. Das war infolge der ständigen Expansion des für die sich industrialisierende westliche Welt relevanten Bezugssystems, da es Auslagern und Lastenverteilung ermöglicht hat, lange kaum spürbar. Inzwischen freilich ist das Bezugssystem global und auch die Rückzugs- und Regenerationsräume innerhalb des Systems schwinden rasant.

Drei historische Beispiele können solche Beschränkungen veranschaulichen, wobei ein einfacher Vergleich mit der Gegenwart natürlich unzulässig ist und irreführend wäre. So gilt der Irak, lange Zeit ein hochproduktives Ökosystem und Wiege mehrerer Zivilisationen, heute (auch ohne Diktatur und Krieg) nicht mehr unbedingt als Land von hoher Lebensqualität. Hauptgrund dafür ist ökologische Degradation, genauer: Versalzung der Böden infolge intensiver Bewässerungswirtschaft. Ein zweites Beispiel ist die Kultur der Maya in Yucatan. Ihr relativ plötzlicher Niedergang innerhalb weniger Jahrzehnte vor etwa 1200 Jahren wird in der Regel mit Ereignissen begründet, deren Hintergrund die Übernutzung der lokalen natürlichen Ressourcen war. Das dritte Beispiel ist die Pazifikinsel Rapa Nui. Auch dort zerstörte sich eine Gesellschaft praktisch selbst, indem sie das Ökosystem vor allem durch Entwaldung aus dem Gleichgewicht kippte. In allen diesen Fällen halfen ab einem gewissen Zeitpunkt auch teils ausgefeilte Praktiken der Menschen nicht, mit den immer spürbarer auftretenden Begrenzungen umzugehen. Auch die „adaptive Effizienz“ von „Institutionen“, wie sie etwa Douglass North (2005) als entscheidend für wirtschaftlichen Wandel und damit Entwicklung erkannt hat, ist letztlich begrenzt.

Eine lange Liste von höchst problematischen, von westlichem Fortschrittsglauben getragenen „Entwicklungs“-Projekten aus der jüngeren

Vergangenheit könnte angeführt werden, die sich oft durch Ignoranz gegenüber den komplexen Wechselwirkungen im lokalen, regionalen und globalen Ökosystem ausgezeichnet haben. Man denke vor allem an Staudambbauten, ambitionierte Bewässerungsprojekte oder großflächige Rodungen. Zusammen mit dem ersten und zweiten Ölpreisschock haben sie immerhin Folgen gezeitigt. Es erschienen der Bericht des *Club of Rome* (Meadows et al. 1972), der die *Grenzen des Wachstums* postulierte, und der Brundtland-Report (WCED 1987), der das Konzept der Nachhaltigkeit popularisiert hat. Es tagten die Umweltkonferenz von Rio de Janeiro 1992 – die die Agenda 21, die Rio-Deklaration und letztlich auch das Kyoto-Protokoll hervorgebracht hat – und ihre Nachfolgekonferenzen in New York 1997 und Johannesburg 2002. Und es kam zum nicht offiziell proklamierten globalen „Jahr des Klimawandels“ 2007, als sich ein Oscar für einen Film, dessen Hauptprotagonist der ehemalige US-Vizepräsident Al Gore war (*An Inconvenient Truth*), ein weltumspannendes Popkonzert (*Live Earth*), ein Friedensnobelpreis für nämlichen Vizepräsidenten und einen UN-Ausschuss (den Weltklimarat IPCC) und eine weitere Weltkonferenz (Bali) für einige Zeit im massenmedialen Einklang befanden. Und hier stehen wir heute: mitten im zweifellos größten und zugleich aktuellsten Beispiel für unbedachtes *geo-engineering* in der Tradition technokratischer Wachstumsorientierung, der Erderwärmung (Rahmstorf/Schellnhuber 2006; Psenner 2007). Sie wird inzwischen seitens der Wissenschaft nahezu einhellig als größtenteils menschenverursacht angesehen, wie selbst aus der politisch stark abgeschwächten Synthese des vierten IPCC-Berichts hervorgeht (IPCC 2007). Dass sie eine sicherlich unbeabsichtigte Folge menschlicher Aktivitäten war (im Wesentlichen der Industriellen Revolution), ist geradezu typisch für das bisherige Muster von „Entwicklungs“-Projekten – im großen wie im kleinen Stil – und sollte uns daher umso mehr zu denken geben.

In diesem Kontext gab es also genug Fehler, aus denen man lernen könnte. Diese Art des Lernens ist aber gerade im Spannungsfeld zwischen Wachstum, Umwelt und Entwicklung mitunter gefährlich. Fehler in diesem Bereich sind oft irreversibel und haben gravierende, teils zerstörerische Auswirkungen auf die betroffenen Ökosysteme – und damit auf zahlreiche Lebewesen einschließlich des Menschen. Entwicklungsprojekte im Norden wie im Süden sind daher heute umfangreichem Monitoring unterworfen, ebenso werden soziale, ökologische und andere Auswirkungen im

Vorfeld analysiert, wie das etwa Sabine Beddies und Catherine D. Gamper in diesem Band anhand der Praxis der Weltbank aufzeigen. Das alles funktioniert bereits einigermaßen gut auf lokaler, teils auch auf nationaler Ebene (speziell im Norden), es funktioniert aber noch vergleichsweise schlecht im Rahmen internationaler Vereinbarungen. Vom nationalen Standpunkt aus können ökologische Lasten ausgelagert und abgewälzt werden: Abwässer und hochgiftige Schadstoffe ergießen sich in die „freien“ Weltmeere, CO<sub>2</sub> und andere Aerosole überschreiten ohne weitere Probleme die sonst schwer bewachten Landesgrenzen, Müll wird gewinnbringend exportiert. In der Ökonomie nennt man das „Externalisierung“, worauf etwa Gregor Kaiser in seinem Beitrag ausführlicher eingeht. Auf globaler Ebene funktioniert das nicht mehr, weil es kein „Außen“ mehr gibt (abgesehen von einigen utopischen Ideen, CO<sub>2</sub> in die Stratosphäre zu bringen oder Müll auf den Mond zu schießen). Die konkreten Bewältigungsstrategien schwanken zwischen zwei Polen: Konzepten der „Internalisierung“ (am prominentesten das Kyoto-Protokoll), der freilich die Verwandlung von Schaden in quantifizierbare Kosten vorausgehen muss; und der altbekannten *beggar-thy-neighbor*-Politik der Nachbarschaftsschädigung (in Österreich auch bekannt als „Floriani-Prinzip“).

Daher steht auch globale Gerechtigkeit zur Debatte (Sachs 2002; Eberharter/Exenberger 2007). In diesem Kontext geht es realpolitisch weniger um einen partizipativen Ausgleich im Sinne ökologischer Nachhaltigkeit (Shiva 2005), sondern vor allem um ein von vielen Ländern des Südens mit ökonomischem Hintergrund ins Treffen geführtes „Recht auf Umweltverschmutzung“, das eigentlich nur schwer verweigert werden kann, solange man die eingangs erwähnte Logik der Umwelt-Kuznets-Kurve akzeptiert. Dieses Recht wird mit dem postulierten Recht auf „nachholende Entwicklung“ (das im Diskurs dann freilich oft zur Pflicht wurde) verknüpft und allfällige Beschränkungen werden als „Öko-Imperialismus“ (Driessen 2006) des Nordens gebrandmarkt. Damit werden dann oft Umweltstandards im selben Atemzug abgelehnt wie Sozialstandards. Das zeigt schließlich wieder die Nähe der Umwelt- und der Armutsdebatte und verweist auf die dringende Notwendigkeit, es nicht zuzulassen, dass sie gegeneinander ausgespielt werden. Denn es kann kein Entweder-Oder zwischen Umweltschutz und Armutsbekämpfung geben, da sich beide gegenseitig bedingen,

wie etwa im Beitrag von Ute Ammering, Martina Neuburger und Tobias Schmitt in diesem Band anschaulich dargestellt wird.

Es ist also nötig, miteinander zu reden. Nicht nur gilt es, das Nebeneinander der Politikfelder „Umwelt“ und „Entwicklung“ (und dort: Wirtschafts- versus Gesellschaftsentwicklung) zu überwinden, sondern auch und gerade in der Entwicklungsforschung ist die Fragmentierung von Forschungsfeldern durch konsequente Inter- und Transdisziplinarität anzugehen. Denn eine z.B. rein sozialwissenschaftlich agierende Entwicklungsforschung wird in den Fachdiskursen anderer für die anstehenden Probleme relevanter Disziplinen schlicht nicht gehört werden. Es braucht aber den Dialog zwischen diesen Disziplinen, um den sich in diesem Band Gilbert Ahamer besonders bemüht, um ihre jeweiligen Beschränkungen wechselseitig zu verstehen und überwinden zu können. Dabei geht es – ganz grundlegend – um das forschungs- und handlungsleitende Paradigma. Die Wachstumsorientierung hat sich im Gefolge des Washington Consensus eindeutig als solches etabliert. Sie ist lediglich, in einem ganz klar hierarchischen Verhältnis, „abgefedert“ durch Bedachtnahmen auf die Ärmsten und die Umwelt, mehr noch aber durch Bedachtnahme auf das politisch „Machbare“ vor dem Hintergrund der Reproduktion herrschender Eliten, global wie national. Ein anderes Paradigma ist aber offensichtlich nötig, betrachtet man den offenkundigen Fehlschlag des Wachstumsparadigmas in weiten Teilen der Welt in sozialer und ökologischer, aber auch in ökonomischer Hinsicht.

## **2. Grundlegende Konzepte und praktische Fallbeispiele**

Das vorliegende Heft begibt sich auf die Suche nach diesem anderen Paradigma. Es kann dabei natürlich nur Anstöße liefern, will aber vor allem den notwendigen Dialog zwischen Wissenschaftsdisziplinen verbreitern, indem es ausdrücklich Zugänge aus verschiedenen Richtungen zur Sprache bringt, die sich mit dem Schwerpunktthema „Wachstum – Umwelt – Entwicklung“ auseinandersetzen. Die AutorInnen-Liste beinhaltet dabei bewusst vor allem junge WissenschaftlerInnen mit sehr unterschiedlichen disziplinären Verankerungen, insbesondere aus den Sozial-, Wirtschafts- und Naturwissenschaften.



Auf den folgenden Seiten sind nun zuerst drei konzeptionelle Arbeiten zu finden, die grundlegende Fragen über das gesamte „System“ stellen, und dann zwei eher praktische Fallbeispiele aus dessen politisch-institutionellem Überbau und seinem sozio-ökonomischen Unterbau. Den Anfang macht Gregor Kaiser, der sich in seinem Beitrag Gedanken über die Rolle von „Natur“ im Entwicklungsprozess und über Fragen der sozialen und ökologischen Gerechtigkeit macht. Kaiser erläutert dies anhand des Beispiels der Aneignung genetischer Ressourcen mittels geistiger Eigentumsrechte, einer „inneren Landnahme“ und „Inwertsetzung“ von Natur, wie Kaiser sich ausdrückt. Er zeigt viele der Fallstricke einer reinen Wachstumsorientierung auf, speziell in einer differenzierten Diskussion von (Selbst-)Verantwortung und Gerechtigkeit, und thematisiert außerdem die Defizite verschiedener Wissenschaften im Hinblick auf ihr Naturverhältnis. Kaiser mahnt freilich auch, dass das inzwischen erwachte globale ökologische Bewusstsein auf der anderen Seite nicht zur Mystifizierung scheinbar natürlicher Ökosysteme führen darf, die dann im Sinne eines falsch verstandenen Schutzes den eigentlichen EigentümerInnen und NutzerInnen entzogen werden. So oder so werden wir uns aber unweigerlich mit den „Grenzen des Wachstums“ beschäftigen müssen, so Kaiser, wenn wir als Menschheit das globale Ökosystem erhalten wollen, von dem unser Überleben abhängt.

Helmut Haberl setzt diese Debatte fort, indem er die „Kolonisierung“ der Natur diskutiert, die sich in der Menschheitsgeschichte stets intensiviert hat. Er unterscheidet dabei zwei Zäsuren: Mit der neolithischen Revolution begann – graduell und ungleichzeitig – die aktive Bewirtschaftung des globalen Ökosystems, was das Ausmaß der zur menschlichen Verwertung zur Verfügung stehenden Energie massiv ausweitete. Daran schloss sich die Transition von der Agrar- zur Industriegesellschaft an, die durch den Übergang in das „Fossilzeitalter“ möglich wurde. Sie veränderte den Planeten erneut von Grund auf, dauert allerdings global betrachtet heute noch an, denn der Großteil der Menschheit lebt ökonomisch ebenso wie sozio-ökologisch betrachtet unverändert in Agrargesellschaften. Trotzdem hat diese Transition schon jetzt die Grenzen des Planeten gesprengt. Zum Gegensteuern bietet sich zwar das „Evangelium der Öko-Effizienz“ an, wie Haberl in Anlehnung an Joan Martinez-Alier meint, das durch Nachhaltigkeit und Effizienzverbesserungen die Entkoppelung von Wirtschaftswachstum und Ressourcenverbrauch zu erreichen versucht. Diese Effizienzsteigerungen

haben freilich Rückkoppelungseffekte und sind daher zwar zweifellos „gut“, aber zugleich „nicht gut genug“, so Haberl.

Was vielleicht gut genug sein könnte, diskutiert Gilbert Ahamer in seinem Beitrag. Er stellt, ausgehend von einer im Wesentlichen mit Kaiser und Haberl übereinstimmenden Betrachtung der globalen Entwicklungsrealität, das speziell im Verhältnis zu einer mechanistischen Wachstumsvorstellung alternative Entwicklungskonzept der *blossoming evolution* vor. Darin beschreibt Ahamer vor allem, wie sich optimistische und pessimistische Haltungen bezüglich Entwicklung oder auch unterschiedliche wissenschaftliche Logiken in dasselbe Denkmodell integrieren lassen, nämlich als jeweils typisch für bestimmte Evolutionsphasen. Damit sind sie nicht unversöhnlich, sondern lediglich zu unterschiedlichen Zeiten – z.B. während Wachstumsphasen oder nahe an Wachstumsgrenzen – unterschiedlich „wahr“. Das verdichtet Ahamer zu einem „Denken in Transitionen“, vor allem in „Ziel-Transitionen“, also der Veränderung von Paradigmen oder Zielsetzungen je nach Entwicklungsphase. Eine solche Veränderung, so Ahamer, kann sich durchaus aus der Systemlogik heraus ergeben. Insofern gibt es eine richtige Zeit (im Sinne einer besonders dazu geeigneten, „reifen“ Zeit), den entsprechenden Wandel einzuleiten – im Umkehrschluss freilich auch viele falsche.

Nach diesen sehr grundlegenden und oft weit reichenden Entwürfen zum Themenkomplex „Wachstum – Umwelt – Entwicklung“ setzen die beiden Weltbank-Mitarbeiterinnen Sabine Beddies und Catherine D. Gamper mit der deutlich praktischeren Darstellung fort, wie und vor welchem Hintergrund eigentlich Entwicklungsprogramme in der Weltbank evaluiert werden. Die Zeiten des Washington Consensus mit seinen neo-liberalen, uniformen und marktorientierten Strukturanpassungsprogrammen sind dort längst einem partizipativen Ansatz gewichen, der Beteiligung, Verantwortung und Kontext betont, so Beddies und Gamper. *Equity* und *sustainability* wurden zu neuen Leitideen, wobei freilich die Wachstumsorientierung nicht in Frage gestellt, sondern lediglich modifiziert wurde (es geht nun um *shared growth*). Ausgehend davon stellen die Autorinnen theoretisch und praktisch zwei Methoden vor, mittels deren die Weltbank die Verteilungswirkungen von Entwicklungsprojekten und die Art der Beteiligung lokaler Interessengruppen am Entscheidungsprozess analysiert.

Während der Beitrag von Beddies und Gamper auf der politischen und global-institutionellen Ebene bleibt, schlagen abschließend Ute Ammering, Martina Neuburger und Tobias Schmitt die Brücke zu zwei konkreten Fallbeispielen in Südamerika und Afrika, die durchaus mit vergleichbaren Methoden evaluiert werden könnten. Die AutorInnen vertreten aber einen polit-ökologischen Ansatz, der insbesondere die Frage der (politischen) Machtverteilung und (ökonomischen) Abhängigkeit bei (ökologisch) sensiblen Problemen und Konflikten thematisiert. Der eine Fall, die Umleitung des Rio São Francisco in Brasilien, zeigt besonders deutlich, wie Naturaneignung dazu verwendet werden kann, politische und ökonomische Macht zu erlangen und zu erhalten. Das zweite Beispiel, die „Abfallbewirtschaftung“ in Maputo in Mosambik, zeigt vor allem, wie in einer „Überlebensökonomie“ unterschiedliche Interessen in Konflikt geraten. Beide Fälle sind gute Beispiele für globale Realitäten: diejenigen, die Vorteile aus Naturaneignung ziehen oder Probleme verursachen, sind nicht jene, die unmittelbar negativ davon betroffen sind.

### **3. Auf zum Dialog**

Damit schließt sich der Reigen der Beiträge. Das vorliegende JEP 3/2008 soll ja zudem ein Begleitheft zur Vierten Österreichischen Entwicklungstagung sein, das zwar auch unabhängig davon relevant ist, sich aber genauso für Vorbereitung, Begleitung und Nachlese der Tagung eignet. So nimmt dieses Heft denselben Ausgangspunkt wie die Entwicklungstagung. Ein Auszug aus deren Ankündigung soll dies hier abschließend nochmals verdeutlichen: „Entpolitisierung drückt sich unter anderem in einer Fragmentierung von Politikfeldern aus. Wirtschaftspolitik, Umweltpolitik und Entwicklungspolitik werden als getrennte Politikfelder inszeniert, obwohl deren innere Verwobenheit offensichtlich ist. In den nun intensivierten Debatten über Klimaschutz sind die Zusammenhänge neuerlich sehr deutlich geworden. [...] Der bisherige internationale Diskurs zu Fragen von Umwelt und Entwicklung ist von dieser Fragmentierung gekennzeichnet [...]. Auffällig ist, dass ursprünglich Wachstum als entwicklungspolitisches Ziel in Frage gestellt wurde. Mit der Zeit wurden unterschiedliche Formen von Wachstum differenziert: ‚Qualitatives Wachstum‘ wurde von ‚quantita-

tivem Wachstum‘ abgegrenzt. Als radikale Kritik an Wachstumskonzepten wurden Theorien der Subsistenz ausgearbeitet, jedoch verschwand mit den Jahren der kritische Impetus weitgehend aus der Debatte, sodass heute Wachstum auch im alternativen Diskurs kaum mehr in Frage gestellt wird. [...] ‚Nachhaltige Entwicklung‘ legt heute den Schwerpunkt auf ökonomische Entwicklung; Lösungen werden eher über den Handel mit Emissionszertifikaten gesucht als über eine Veränderung der Produktion. [...] Ein integrierter Entwicklungsbegriff müsste [aber; A.E.] das Ziel der Armutsminderung mit Umweltschutz und einer verteilungsorientierten Wirtschaftspolitik verbinden.“ (PFZ 2008)

Wie freilich die Beiträge in diesem Heft für sich genommen kein neues Paradigma der Entwicklungsforschung abgeben oder einen „integrierten Entwicklungsbegriff“ aus dem Hut zaubern können, können sie auch den Dialog zwischen Wissenschaftsdisziplinen und Politikfeldern nur mit anstoßen und weiter befördern. Denn Dialog und Diskussion haben in erster Linie mit der persönlichen Bereitschaft zu tun, sich auf Neues einzulassen, die eigenen Ansichten von anderen kritisch befragen zu lassen und schließlich im Lichte der Erkenntnis gemeinsam die Dinge anders zu denken oder zu tun. Es geht gerade im Umweltbereich darum, Gewohnheiten, auch lieb gewonnene, abzulegen, und es geht gerade im Entwicklungsbereich darum, sich um Fairness auch auf Kosten eigener Bequemlichkeit zu bemühen. Dialog und Diskussion erfordern zudem das Reden miteinander, nicht nur den Austausch von Meinungen. Insofern nimmt dieses Heft teil an einem weit umfassenderen Prozess, in dem die Vierte Österreichische Entwicklungstagung im November 2008 in Innsbruck als noch breiteres und noch interaktiveres Forum dienen kann, um Wachstum, Umwelt und Entwicklung und ihre vielfältigen Wechselwirkungen besser zu verstehen.

## Literatur

- Diamond, Jared M. (2005): Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen. Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Driessen, Paul (2006): Öko-Imperialismus. Grüne Politik mit tödlichen Folgen. Jena: TvR-Medienverlag.

- Eberharter, Alexander/Exenberger, Andreas (Hg., 2007): Globalisierung und Gerechtigkeit. Eine transdisziplinäre Annäherung. Innsbruck: innsbruck university press.
- IBRD (1992): World Development Report 1992. Development and the Environment. New York: Oxford University Press.
- IPCC (2007): Climate Change 2007. Synthesis Report. [http://www.ipcc.ch/pdf/assessment-report/ar4/syr/ar4\\_syr.pdf](http://www.ipcc.ch/pdf/assessment-report/ar4/syr/ar4_syr.pdf), 28.07.2008.
- Lieb, Christoph (2005): Possible Causes of the Environmental Kuznets Curve. A Theoretical Analysis. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Meadows, Dennis L./Meadows, Donella H./Randers, Jorgen (1972): The Limits to Growth. New York: Universe Books.
- North, Douglass C. (2005): Understanding the Process of Economic Change. Princeton: Princeton University Press.
- PFZ (2008): Entwicklungstagung 2008. [http://www.paulofreirezentrum.at/index.php?Art\\_ID=529](http://www.paulofreirezentrum.at/index.php?Art_ID=529), 28.07.2008.
- Psenner, Roland (2007): Globale Veränderungen. Atmosphäre, Ozeane, Landflächen. In: Eberharter, Alexander/Exenberger, Andreas (Hg.): Globalisierung und Gerechtigkeit. Eine transdisziplinäre Annäherung. Innsbruck: innsbruck university press, 79-92.
- Rahmstorf, Stefan/Schellnhuber, Hans-Joachim (2006): Der Klimawandel. Diagnose, Prognose, Therapie. München: Beck.
- Sachs, Wolfgang (2002): Nach uns die Zukunft. Der globale Konflikt um Gerechtigkeit und Ökologie. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Schmidt-Bleek, Friedrich (Hg., 2004): Der ökologische Rucksack. Wirtschaft für eine Zukunft mit Zukunft. Stuttgart: Hirzel.
- Shiva, Vandana (2005): Earth Democracy. Justice, Sustainability, and Peace. London: Zed Books.
- Stern, David I./Common, Michael S./Barbier, Edward B. (1996): Economic Growth and Environmental Degradation. The Environmental Kuznets Curve and Sustainable Development. In: World Development 24 (7), 1151-60.
- Wackernagel, Mathis/Rees, William (1997): Unser ökologischer Fußabdruck. Wie der Mensch Einfluß auf die Umwelt nimmt. Basel: Birkhäuser.
- WCED (1987): World Commission on Environment and Development. Our Common Future. New York: Oxford University Press.